

Doc Holiday am Checkpoint Harley

Norbert Johannes Prenner

© 2022, Norbert Johannes Prenner

Autor: Norbert Johannes Prenner

Coverbild: Sebastian Prenner

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Lektorat / Korrektorat:

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99129-740-6 (Paperback)

978-3-99129-739-0 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Norbert Johannes Prenner

Doc Holiday am Checkpoint Harley

Buchschniede

Kapitel 1

Blutrot sank die Sonne langsam vor blau-grün-türkisem Hintergrund über der glühend heißen Prärie auf ihr samtschwarzes Nachtlager herab. Grillen zirpten und stimmten sich auf den herannahenden Abend ein. Beißender Lagerfeuerrauch lag in der Luft, der sich einmal da- dann wiederum dorthin verzog, getrieben von einer leichten Brise, die auch manch vertrocknetes dünnes Distelgesträuch vor sich hertrieb. Wyatt, George und Billy lagen auf ihren Schlafsäcken vorm Feuer. Wyatt rieb sich die vom Rauch brennenden Augen. Billy sog in kurzen Zügen an den letzten Zentimetern seines Joints so heftig, als mochte er ihn hinterher verspeisen. Weißt du, begann George, das war einmal ein ganz herrliches Land. Schwer zu verstehen, was auf einmal damit los ist. Tja, Mann, alle

haben sie Schiss, das ist, was los ist. Ja, wir können noch nicht einmal in ein zweitklassiges Hotel rein. Ich mein, in ein zweitklassiges Motel, verstehst du?, konterte Billy. Die denken, wir schneiden ihnen die Kehle durch oder so was. Mann, ja, die haben Angst vor uns, lachte er. Sie haben keine Angst vor dir, erwiderte George. Sie haben Angst vor dem, was du für sie repräsentierst. Ach Mann, alles was ich für sie repräsentiere ist nur jemand, der sich nicht die Haare schneidet und nicht rasiert, lachte Billy. Oh nein, erwiderte George, was du für sie repräsentierst, ist Freiheit. Was haben sie denn gegen Freiheit, darum dreht sich ja alles?, wunderte sich Billy. Ja, das ist richtig, darum dreht sich wirklich alles. Aber über Freiheit reden und nicht wirklich frei sein, das ist nicht dasselbe. Ich finde, es ist wirklich schwer frei zu sein, wenn man verladen und verkauft wird wie eine Ware. Aber wehe, du sagst jemandem er ist nicht frei, dann ist er sofort bereit, für seine Freiheit die furchtbarsten Dinge zu tun, um zu beweisen, dass er frei ist. Aber ja, sie reden und reden und reden über in-

dividuelle Freiheit, aber sehen sie ein freies Individuum, kriegen sie's mit der Angst, meinte George. Sie werden vor Angst nicht gerade weglaufen, brummte Billy. Nein, aber es macht sie gefährlich, meinte George nachdenklich.

John erinnerte sich gut an diese Szene. Wie oft hatte er sie schon abgespielt? Wyatt, George und Billy, der etwas abseits des Feuers lag, konnten ihn nicht jetzt sehen, aber er, John, war hier. irgendwie hatte er es geschafft, sich zwischen sie zu mischen. Er musste lächeln und - er war ein Held. Helden lächeln stets. Das ist der Ausdruck ihrer Überlegenheit. Und natürlich hießen viele Helden John. Aber dieser hier vielleicht nicht unbedingt nach dem berühmten Revolverhelden John Henry Holliday. Geboren in Griffin. Gestorben in Glenwood Springs, Colorado. Ein dummer Zufall vielleicht. Doch das gehört nicht hierher. John dachte, es wären weniger die Taten, die ihn für diesen Namen bestimmt hätten, als die Exotik und der Zauber den er ausstrahlte, und - er verband ihn mit dem Wort Holiday – Ferien. Aus dem Arbeitsprozess ausgeschieden.

Ja, er, John, hatte von nun an für immer Ferien.
Das war's, was ihn daran so faszierte, und er
strich bedächtig mit der Hand über seinen sta-
cheligen Sechstagebart.

Kapitel 2

Als John den Kippschalter auf „On“ stellte, den Zündschlüssel seiner zwölfhunderter Sportster im Zündschloss umdrehte und die Starttaste drückte, durchzuckte ihn der Gedanke an den Ratschlag eines berühmten Cowboys, der da lautete: Sattle ganz einfach kein Pferd, das du nicht reiten kannst!, und ein verstecktes Lächeln glitt über seine gealterten schmalen Lippen. Und darüber hinaus scherte er sich einen Dreck um das Ausgangsverbot, das nun schon seit Wochen wegen dieses verdammten Virus scheinbar über die gesamte Welt verhängt worden war. Aber die Menschen starben daran. Zweifelsohne. Es war gefährlich. Sie starben wie die Fliegen. Tausende. Hunderttausende. Was hatte man eigentlich zu verlieren? John's einziges Bestreben war – Freiheit. Frei sein. Und? Wer konnte ihn schon

aufhalten? Da sprang die Karre auch schon mit gewaltigem Donner und mächtigem Rütteln an. Gebärdete sich einem Mustang gleich, der stolz die wallende Mähne zu schütteln und mit in-brünstigem Gewieher seine Bereitschaft zu neuen Abenteuern zu signalisieren schien. John zog mit der linken Hand den Kupplungshebel. Der linke Fuß trat abwärts nach dem ersten Gang. Behutsam lösten sich die Finger an der Kupp lung und die rechte Hand gab zügig Gas. John's Arme lagen in Schulterhöhe. Der achtzehn Zoll Lenker neigte sich nach rechts und ab ging die Post, in Richtung der blauvioletten Hügelkette am Horizont, direkt in die orangerote Abend dämmerung hinein, die Sonne putzen fahren.

Doch irgendwie hatte das alles eigentlich ganz anders begonnen. Es war dieser Film. Dieser Film, mit Wyatt und Billy, und George. Natürlich, wie konnte er den vergessen? Das alles war ja schon gar nicht mehr wahr. Dieser Film, der John so in den Bann gezogen hatte und ihn seit Jahrzehnten nicht mehr losließ, der hatte es ihm angetan. Hatte sich ihm ins Unterbewusstsein

geschlichen. Hatte sich in sein Gehirn eingebrannt, was da abging. Über sein Zustandekommen wurde viel geredet. Darum herum rankten sich zahllose Mythen. Und dann plötzlich dieser Erfolg! Wie war das möglich? Erfolg hätte tausend Väter, sagt man. Versagen keinen einzigen. Aber schließlich ist der Streifen doch ein unglaublicher Hit geworden. Und - es wäre auch ein überwältigender Moment gewesen, als man mehr davon gehört hatte, über dieses Abenteuer der Filmkunst. Daran beteiligt waren ziemlich viele. Wie immer, Techniker, Schauspieler, Komparse und Geldgeber. Alle eben, die man für so ein Projekt braucht. Einer der Darsteller war ein stets besoffener Hippie. Und wie man hörte, der Script-Schreiber, ein hartgesottener Junky. Eine interessante Konstellation. Offensichtlich genau der ideale Mix für das Zustandekommen dieses Movies. Das ganze Ding war wie so eine Art Eigenerfahrung. Der ganze Film. Eigentlich die gesamte Produktion. Das Leben soll ja auch irgendwie ein Film sein, sagen manche. John starrte ins Leere. Seine Gedanken wa-

ren bei ihnen. Bei Wyatt, George und Billy, am Lagerfeuer. Waren bei ihren Geschichten, die sie erzählten. Und er wünschte sich, es wären seine. Daran zu denken, machte ihn unglaublich stoned. Das hatte Billy einmal so gesagt. John hatte es aufgeschnappt und er verwendete das Wort so oft es ging, wenn er keines mehr fand, das zutreffender schien für das, was er manchmal empfand, wenn er high war. Obwohl er nicht einmal kiffte. Er trank auch schon länger keinen Alkohol mehr. Dieser berühmte Cowboy da hätte gesagt, trau einem Mann nicht, wenn er keinen Alkohol trinkt! Aber John scherte sich nicht drum, wenn er deswegen manchmal dumm angemacht wurde.

Irgendwann musste man daran denken, dass dieses nervige Dasein, auf der Welt zu sein, enden wollend sei. Wohl aber doch nicht gleich, und jetzt. Er, John, würde schon sehen, wie er da rauskäme, aus dem Teufelskreis der Infektionen.

Nach dieser Erkenntnis drängte sich die Frage auf, was nun? Was war zu tun? Hobby hatte man schließlich keines. War einfach keine Zeit

dazu gewesen. Man hatte dem Arbeitsleben Ade gesagt. Nach Hause geschickt. Am Endbahnhof angelangt. Die Brut versorgt, sodass man sagen konnte, sich nach zweiundvierzig Jahren des Buckelns und Schindens auch mal auf sich selbst konzentrieren zu können und sich mal umzutun, wie das Leben danach denn so aussehen könnte? Über das Altwerden mochte man sich später noch Gedanken machen. Oder man konnte sie auch auf einen längeren Zeitpunkt hin verschieben, solange, bis es eben nicht mehr ging und man sich den Tatsachen stellen müsste. Noch war es also nicht so weit. Lebte man eben mit der Lüge, das Leben würde ewig dauern. Lügen sind manchmal nichts Schlimmes. Was wäre man ohne sie? Es war ok, dass manches verdrängt werden müsse, was unangenehm war oder ist. Irgendwie wollte man ja auch in Frieden leben und sollte nicht alles andauernd mit sich herumschleppen, was nicht so ganz nach Plan gewesen war. John seufzte tief. Man wäre ja auch langsamer geworden. Er hätte das längst gemerkt. Auch beim Ziehen des Colts. Er

schmunzelte. Man müsste den Lauf hinterm Korn absägen, dann wäre er kürzer und man könnte schneller ziehen, schlug jener berühmte Cowboy vor. Das also war der Trick der alten Revolverhelden. John tat erstaunt. Obwohl er sich immer noch wie achtzehn fühlte, merkte er, dass der eigene Körper, so wie ihn die Natur ursprünglich geliefert hatte, nicht mehr so funktionieren wollte wie einst. Das, was und wie er fühlte, schien allerdings kaum Veränderungen zu unterliegen, dachte er. Oder er merkte es aus Gewohnheit, dass es immer so war, ganz einfach nicht. Dann stirbst du als Greis im Bewusstsein eines jungen Burschen. Furchtbarer Gedanke. Wie auch immer. Aber trotz der momentanen Verbote, es war eben die Zeit des verdammten Virus, seinen Arsch lediglich zum Einkaufen oder Luftschnappen hinausbewegen zu dürfen, lag das vielsagende und bedeutungsschwangere Wörtchen Freiheit beinahe zum Greifen nahe. Und er, John, wollte das letzte bisschen Freiheit jetzt leben. Jetzt, und nicht erst nach dem nächsten Lockdown. Er wollte bis an die Grenzen der

Freiheit gehen, und sehen, was danach kam. Aber was bedeutete schon Freiheit? Was konnte man damit noch anfangen? Frei sein! Pah! Das war einmal. Damals, mit siebzehn, zwanzig - vielleicht war man da mal irgendwie frei gewesen. Gut möglich. Zumindest hatte man sich frei gefühlt, auch wenn man es nicht wirklich war. Es hatte ja auch Schule gegeben. Und Lehrer. Und Eltern. Und Militärzeit. Und Uni. Und überhaupt alles. Alles dazu angetan, einen ziemlich unfrei dastehen zu lassen. Welche Freiheit war eigentlich gemeint, um den Begriff genauer zu betrachten? Die des langen Schlafens? Des endlosen Ausgehens abends? Letzteres wäre derzeit ohnehin gestrichen. Die Freiheit des Geistes? Die der Möglichkeiten des Reisens? Reisen war augenblicklich nicht möglich. Die Freiheit, die ich meine und die dein Herz erfüllt? Schwachsinn! In Zeiten, in denen das Virus wütet, wären die, die gerade nach Freiheit riefen und verlangten, zum Beispiel Vorsichtsmaßnahmen zu rasch aufzuheben, die Träger für die nächste Infektionswelle, schoss es John durch

den Kopf. Eben! Wer möchte das wollen? Wer könnte das verantworten? Und Leugner, es gäbe gar kein Virus, gab es mehr als genug. Nun stehen Zusammenhalt, Gehorsam und Staat gegen die Dickköpfigkeit. Stehen gegen die Freiheit und die Gefahr, sein Leben und das anderer aufs Spiel zu setzen. Und irgendwo herrschte der Dämon, der sich am fremden Unglück stärkt und das Elend und die Verzweiflung um sich herum genießt. John geriet in einen inneren Konflikt. Er wollte frei sein. Jedoch Freiheit hatte konkrete Grenzen. Dann stünde sie im Widerspruch zu ihrer Natur. Damit wäre die Sache mit der Freiheit im eigentlichen Sinn gar nicht so einfach. Ja, schon. John kratzte nervös am Sechstagesbart. Welcher Art wäre sie denn trotz allen Übels konkret? Manche sagen, wir wollen frei sein. Tun und lassen können was wir wollen. Ja, klar. Wenn das genügt? Komische Gedanken begannen John's Vorstellungen zu verhüllen. Etwa über die Freiheit für die Kirchenhallen. Für der Väter Gruft. Für die Liebste zu fallen. Obwohl man in Friedenszeiten lebte. Oder - wenn

die Freiheit ruft?, und manch anderes unsinniges Zeug. Alles zusammen „A load of shit“. Wo war man hingeraten? Nein, Freiheit müsste den Touch von etwas wie – wie, beispielsweise „noch einmal jung sein“ haben, das sollte irgendwie drinstecken. Auch wenn einem nach längerem Sitzen das Aufstehen schon schwerfiel. Für sich neu entdecken, was man gerne gemacht hatte? Davor, ehe man innerlich zum Sklaven und äußerlich zum Greis verkommen war. Was war das denn noch gleich, als man noch nicht zu den heißen Greisen gehörte? Etwas, was einen quasi am Leben erhielt? War's Sex? War's Kino? Waren es Freunde? Am Abend ausgehen? Dann also den leeren Seelensack umstülpen und sich an die Erinnerungsbrösel darin klammern, was einen nicht alles früher in den Bann gezogen hatte. Die darauffolgende Suche gestaltet sich als nicht erfolgreich. Nach Durchsicht aller gängigen Sehnsüchte resümierte John nüchtern: Hatte man schon alles gehabt. War alles schon einmal dagewesen. Übriggeblieben war bloß ein Haufen unterschiedlichster Erfahrungen, gute wie auch

schlechte. Die schlechten schienen die guten in der Erinnerung der Dominanz ihrer Präsenz häufig zu überbieten. Hatte man nicht irgendwann mit allem abgeschlossen? Von „nie mehr wieder“ war die Rede. Und jetzt stand man da, wie einer, der lebenslänglich gekriegt hatte und vorzeitig entlassen worden war. Vors Tor geschubst. Hinaus in die Welt gestoßen, ohne das nötige Rüstzeug der Jugend. Ein wenig Taschengeld zugesteckt bekommen. Da, schau dich um, steht dir alles offen, oder? Marooned! Auf einer einsamen Insel ausgesetzt, mit 'nem Spaten, einer Muskete und ein paar Kugeln ausgestattet. Und nun lauf zu, solange du lustig bist! You'r bloody useless! Und was, zum Henker, sollte man mit der neu gewonnenen Freiheit anfangen?

Kapitel 3

John bückte sich und rieb die schmerzende Stelle am Zeh des rechten Fußes wegen der neuen engen Cowboystiefel, der dort nicht so recht seinen bequemen Platz finden wollte. Man hatte gehört, einer wollte es wieder mit dem Segeln versuchen, wie vor vierzig Jahren. Ein Jahr lang hatte der Spleen angehalten, dann war Schluss. Boot verkauft, keine Freude daran gehabt. Dieses Stück windgetriebene Freiheit! Das ganze Drumherum war's gewesen. Zum nahe-liegenden See fahren. Anhänger abhängen. Boot hineingeschoben. Segel hissen. Bisschen rum-kreuzen. Raus aus dem Wasser. Boot herausge-zogen. Mühsam auf den Hänger verladen. Er-schöpft hinters Steuer gekrochen. Im Stau ge-steckt. Keinen Parkplatz gefunden. Zu Hause angekommen und auf die Couch gesunken.

Fernseher an. Dazu erklingt von fern warnend Musik: Das ist das Ende! Das Ende! Das ist das Ende. Das Ende, mein Freund! Das ist das Ende, guter Freund. Das ist das Ende, mein einziger Freund. Das Ende all unserer ausgeheckten Pläne. Das Ende von allem was hielt. Das Ende. Keine Sicherheit, keine Überraschung. Das Ende. Genau. Keine Sicherheiten. Niemand verkauft dir mehr einen Life - Insurance - Vertrag. Du wirst bald siebzig! Bist kein Geschäft mehr. Niemand vertraut dir, ob du die Prämien noch einzahlen wirst können. Keine Pläne mehr. Keine Vorhaben. Keine Überraschungen mehr. Höchstens unangenehme. Der Medical Report von neulich etwa. Ein Gruß von der Tax Authority in Form einer der üblichen zärtlichen Aufrüttelungen, endlich die noch offene Steuerschuld zu begleichen. Von dem bisschen Rente! Als wäre man Millionär! Noch was? Ja. Die Nachricht vom Tod eines College Buddys etwa. Drummer - Steve. Ich rauche jetzt nur mehr halb so viel wie früher, verkündete er. Bloß ein einziges Päckchen. Great! Really! Und zeigt John ein